Zeitschrift: Neue Pestalozzi Blätter : Zeitschrift für pädagogische Historiographie
Herausgeber: Pestalozzianum
Band: 6 (2000)
Heft: 1

Buchbesprechung: Besprechungen

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 12.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Besprechungen

Hans Rüdiger Müller: Ästhesiologie der Bildung

Eine (leider) verpasste Chance

■ Rebekka Horlacher

Die hier vorliegende Habilitations-Schrift versteht sich als Beitrag zur schon seit längerem diskutierten Frage, wie die "leiblich-sinnliche Erfahrungsdimension als Gegenstand pädagogischen Nachdenkens" (S. 11) rehabilitiert werden könne. Müller spricht dabei dem Bildungsbegriff eine hohe Bedeutung zu und sieht in seiner Theorie der "Ästhesiologie der Bildung" einen möglichen Anknüpfungspunkt. Besonders in der Pädagogik zeige sich deutlich, dass der rationale Zugriff auf Dinge seine Grenzen habe: Rationalität als alleinige Orientierung für Lebensführung und pädagogische Praxis habe nicht mehr länger Berechtigung: "Können wir menschliche Bildungsprozesse zureichend beschreiben, wenn wir sie nur vom normativen Konzept des rationalen Subjekts her konstruieren, einer Idealisierung des Menschen, die zwar in vieler Hinsicht nützlich ist, ihn aber als Subjekt lebendiger Erfahrung verfehlt?" (S. 11).

In der Pädagogik habe dieses Unbehagen an reiner Rationalität dazu geführt, sich wieder mehr um die "leiblich-sinnliche Erfahrungsdimension" zu kümmern. In systematischer Hinsicht sei das Thema zwar neu, greife aber teilweise auf die Anthropologie Plessners zurück und finde seine historischen Wurzeln im 18. Jahrhundert in den Debatten zu Bildung und zur "Natur des Menschen" (S. 12). Um diese Diskussion durch "historiographische Erinnerungsarbeit" wieder hervorzuholen, wählt Müller folgendes Vorgehen: Von der Auseinandersetzung mit den wissenschaftlichen und philosophischen Denktraditionen des ausgehenden 17. und frühen 18. Jahrhunderts führt der Weg zu einer Erörterung der Frühschriften Herders, um zuletzt diese historischen Ergebnisse auf einige gegenwärtige Streitfragen in der Erziehungswissenschaft anzuwenden.

Aufgrund der historischen Komplexität des Bildungsbegriffs verfolgt Müller – vor allem im Hinblick auf das 18. Jahrhundert – die Unterscheidung zwischen einer organologischen und einer mechanistischen Bildungsidee. Seine These lautet: Im Bildungsbegriff, wie er sich hauptsächlich im Werk Herders konstituiert, "spiegelt sich eine weit über pädagogische Fragen hinausgehende grundlegende Verschiebung des wissenschaftlich-kulturellen Menschenbildes und Weltverständnisses" (S. 29). Die mechanistische Sicht werde darin aufgehoben und durch eine andere ersetzt, die offen für verschiedenste Einflüsse von aussen sei. Dadurch sei ein Zustand erreicht worden, den wir heute mit der Zersplitterung der Disziplin und dem ungesicherten Status der Allgemeinen Pädagogik verloren hätten (S. 29). Doch gerade in dieser Offenheit gegenüber anderen Disziplinen und dem gleichzeitigen Beharren auf den genuin pädagogischen Fragestellungen sieht Müller theoretische Anknüpfungspunkte für die gegenwärtige (Bildungs-)Diskussion, was er in der anschliessenden Untersuchung zum Bildungsbegriff anhand verschiedener historischer Stationen belegen will.

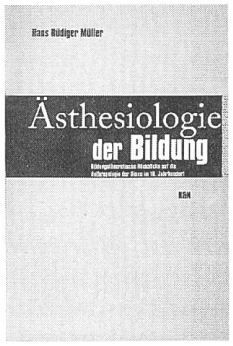
Dieser Weg beginnt im ersten Teil bei Locke, Leibniz und Shaftesbury, die Müller als Erben des 17. Jahrhunderts bezeichnet und mit den Stichworten Empirismus, Rationalismus und ästhetischer Humanismus charakterisiert. Dabei leitet ihn die Frage, wie das Verhältnis von Sinnlichkeit und Verstand im Menschen und in seiner Entwicklung beschrieben wird (S. 32ff.). Anknüpfend an Shaftesbury, bei welchem er eine zwischen Sinnlichkeit und Verstand zu vermitteln suchende Position erkennt (S. 59ff.), gelangt Müller weiter zum französischen Sensualismus und Vitalismus mit den Vertretern der "denkenden Materie", La Mettrie und Condillac, und dann zu Diderot, der den Bereich der Erfahrung zwischen Empfindung und Begriff ansiedelt. Damit wird deutlich, dass Müller bestrebt ist, den Bildungsbegriff aus einem ausschliesslich am pädagogischen Handeln orientierten Wissen herauszulösen und dessen ursprüngliche Breite wieder ins Bewusstsein zu rücken. "Es wäre ein Fehler, die im letzten Drittel des achtzehnten Jahrhunderts vor allem in Deutschland entstandene Bildungstheorie in ihrem Ursprung schon mit jener auf das pädagogische Handeln hin verengten Perspektive zu verfolgen, die ihr dann später im Hauptstrom ihrer Ausarbeitung und Wirkungsgeschichte verliehen wurde" (S. 77). Im zweiten Teil beschäftigt sich Müller ausführlich mit dem organologischen Prinzip im Bildungsprozess bei Herder, weil dieser bis heute in der pädagogischen Literatur unumstritten "als ein Wegbereiter der gegen Ende des 18. Jahrhunderts entstandenen und bis in die bildungstheoretische Diskussion der Gegenwart hinein wirksam gebliebenen modernen Bildungsidee" (S. 141) gilt. In dieser Erörterung wird Herders Bildungsbegriff als Verschränkung der ästhetischen und vitalistischen Tradition charakterisiert und bildungstheoretisch problematisiert (S. 150ff.).

Als Folge aus diesen historischen Belegen postuliert Müller am Ende des Buches "Gleichartigkeiten in der Art der Bildungsprobleme" (S. 231) im 18. und 20. Jahrhundert und zieht daraus drei Folge-

rungen: Das Sinnliche, Körperliche, Nicht-Rationale erhält wieder einen Platz in der Bildungsdiskussion; Anschlussmöglichkeiten an die Ästhesiologie des Geistes von Plessner sind möglich und Lösungsmöglichkeiten für aktuelle sozialpädagogische Probleme eröffnen sich, indem auf die Traditionsbestände der Bildung zurückgegriffen werde. Verbindendes Element ist dabei die "Bewegungsthematik" (= Bildung als Auseinandersetzung mit Welt) (S. 260), die an die bildungstheoretischen Überlegungen anschlussfähig ist, womit auch gezeigt werden kann, dass Bildung nicht einfach unter Sozialisation zu subsumieren ist (S. 270).

Im soziologischen Denken Bourdieus kann Müller ebenfalls Anschlüsse finden, auch wenn Unterschiede bestehen bleiben. Fruchtbar wird das Konzept Bourdieus, wenn der Aufbau einer inneren Welt mitgedacht wird (S. 277), das heisst, es wird fruchtbar mit dem Aspekt der (sinnlich-sinnhaften) "Haltung". "Was aus soziologischer Sicht – vielleicht – entbehrlich ist, stellt sich hier, aus der Perspektive des bildungstheoretischen Denkens, als nicht nur mögliche, sondern auch notwendige Ergänzung des Habitus-Theorems dar, das im übrigen genau jene kategoriale Stelle markiert, wo ästhesiologische Bildungstheorie sich in den Horizont kritischer Sozialwissenschaft begibt" (S. 277).

Der Autor hat sich intensiv mit den verschiedensten Theorien zur Bildung auseinandergesetzt, erhofft sich im Rückgriff auf die Geschichte neue Diskussionsanstösse und zeigt auch mögliche Anschlusspunkte auf, indem er den Bildungsbegriff aus der Fixiertheit auf die pädagogische Handlung befreit. Da diese Ansatzpunkte aber nicht weiter systematisiert, das heisst im Blick auf die Fragestellung nicht ausführlicher diskutiert werden, bleiben die Folgerungen unklar und die Resultate eher diffus. So bleibt am Ende der Eindruck zurück, dass Müller trotz guter Ansätze und fruchtbaren Überlegungen die Chance verpasst hat, die Diskussion um die "leiblich-sinnliche Erfahrungsdimension als Gegenstand pädagogischen Nachdenkens" (S. 11) einen entscheidenden Schritt weiterzubringen.



Hans Rüdiger Müller:
Ästhesiologie der Bildung.
Bildungstheoretische Rückblicke auf die Anthropologie der Sinne im 18. Jahrhundert.
Würzburg: Verlag Königshausen & Neumann 1997.
296 S.
sFr. 70.90, DM 78.-, öS 569.-
ISBN 3-8260-1368-9

Gerd-Bodo Reinert/Gerhard Arnhardt/ Peter Cornelius: Johann Heinrich Pestalozzi Heinrich Ost: Pestalozzi der Unbrauchbare

Pestalozzi als Gegenstand eines Studienbuches oder als Lebenshilfe

■ Petra Korte

Die Sammelrezension hat zwei Pestalozzi-Publikationen anzuzeigen, die aus verschiedenen Interessenlagen geschrieben wurden, unterschiedliche Leserkreise ansprechen und daher nicht miteinander vergleichbar sind. Reinert, Arnhardt und Cornelius haben ihr Pestalozzi-Studienbuch in zweiter Auflage herausgebracht. Und wie so viele Studienbücher folgt auch dieses der Maxime, ein dicht gefülltes (zweispaltig gedrucktes) Kompendium aus Primär- und Sekundärzitaten, Erläuterungen und angehängten Materialien anzubieten – als Breitbandangebot für die Nutzer. Darin liegt ein Vor- und Nachteil zugleich. Das Buch gliedert sich in einen Autorenteil (S. 9-115), eine eher willkürlich auswählende Bibliographie (9. Kap.) und einen umfangreichen Materialteil (S. 135-245). Die Autoren stellen die Biographie Pestalozzis (1./2. Kap.), die anthropologischen Gedanken der 'Abendstunde' sowie der 'Nachforschungen' (3./4. Kap.) dar und erläutern die Pädagogik Pestalozzis (5. Kap.) anhand der Methode und der Schrift 'Wie Gertrud ihre Kinder lehrt'. Es schliessen sich zwei Abschnitte (6./7. Kap.) zur Pestalozzi-Rezeption an. Alle Kapitel werden durch viele Abbildungen illustriert, wobei es fraglich ist, ob zum Verständnis Pestalozzis Dutzende Porträts aus der Philosophen- und Pädagogengalerie von Nietzsche bis Spranger und Rousseau bis Flitner beitragen. Auf diese Illustrationen wird kein Bezug genommen, so dass die Frage bleibt, was sie zur Erhellung von Pestalozzis "Anthropologischem Denken und Handeln" sowie seinem "pädagogischen Konzept" (Buchtitel) leisten.

Auf den Seiten 135–245 sind Auszüge aus Pestalozzis Werk abgedruckt sowie zeitgenössische Quellen (Fröbel u.a.) und Texte der Forschung. Aufgrund des Umfangs, der der Rezeptionsgeschichte gewidmet ist, hätte man erwarten können, dass zumindest in der erweiterten Auflage über die Literaturangaben hinaus auch die neue Forschung berücksichtigt worden wäre. Leider gibt es jedoch nur einen einzigen Textauszug aus den 80er- und einen aus den 90er-Jahren. Das Studienbuch verliert auf diese Weise deutlich an Aktualität.

Das Interesse der Autoren ist es, Studierende in der akademischen Lehrerausbildung auf historische Texte neugierig zu machen, freilich weniger aus wissenschaftlichen, eher aus berufsethischen Gründen, wie es der Herausgeber-Imperativ unverhohlen deutlich macht: "Nehmen wir Pestalozzis Vermächtnis ernst, wie es unsere Väter taten!" (S. 115).

Noch ein weiteres Problem der Gattung "Studienbuch" zeigt sich bei der Lektüre immer deutlicher: Die Darstellung fokussiert das Pestalozzi-Bild

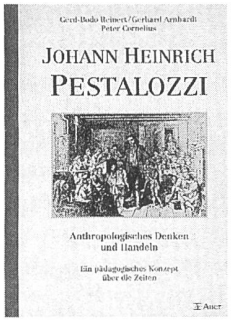
der Autoren, ohne die Prämissen und Vorentscheidungen deutlich werden zu lassen, die gerade dieses Bild nahelegen. Das Buch suggeriert handliche Informationen, und zwar nicht nur zu Pestalozzi, sondern zum gesamten Kontext seiner Zeit, aber es gibt in seiner Konzeption kaum Impulse für Studierende, eigene Fragen an Pestalozzi und seine Anthropologie zu stellen. Ohnehin ist es mit der didaktischen Struktur des Studienbuches schlecht bestellt. Es fehlen Arbeitsaufgaben, vor allem aber Anreize zur selbstständigen Auseinandersetzung mit den eben nicht mühelos zu rezipierenden, "sperrigen" Texten Pestalozzis. Für den Studienanfänger wäre weniger mehr gewesen.

Gemessen an dem Studienbuch ist Heinrichs Osts 'Pestalozzi der Unbrauchbare' eher ein Libellum, und zwar ein in jedem Falle lesenswertes. Eine Rezension muss sich freilich zunächst mit der Frage nach der Textsorte dieser Publikation beschäftigen. 'Pestalozzi der Unbrauchbare' ist keine Studie, keine Abhandlung, kein Roman. Am ehesten liesse sich das Buch als Essay einstufen, was eine spezifische Bewertung ermöglicht: Ost hat kein wissenschaftliches Interesse; nicht um Analyse und Kritik geht es ihm, sondern darum, Empathie mit Pestalozzis "fühlendem Denken" (S. 45) herzustellen. Ost erscheint es kaum denkbar, dass Leser Pestalozzis Schriften lesen, ohne "hineingezogen zu werden in den Traum- und Gestaltenkreis seines unablässigen Nachdenkens" (S. 23). Er kennt die primären Schriften Pestalozzis gut, so gut, dass er die Bewertungen und Einstellungen des hochverehrten Autors übernimmt. So bleibt es nicht aus, dass der Stil sich dem Pestalozzischen Pathos nicht nur annähert, sondern ihn bis ins Detail kopiert. Und wie sein Vorbild geht es auch Ost darum, das Handeln seiner Leser zu ändern. In sechs Abschnitten auf ca. 100 Seiten ohne Überschriften philosophiert Ost mit Pestalozzi über unsere Gegenwart, versucht Zeitkritik und Lebenshilfe zu leisten.

Das führt zu originellen Einlassungen. So macht sich Ost stark für den antikapitalistischen Pestalozzi, also für den, der den politischen Eliten und ihren Machtinteressen misstraut, und für den Freund des Kindes und des Menschen. Er feiert den "Unbrauchbaren", der sich nicht, noch bevor der Kapitalismus sich über den Erdball ausgedehnt hat, utilitaristischem Nützlichkeitsdenken unterwirft. Dabei geht Ost allerdings so weit, dass er Pestalozzi zum wahrhaft spirituellen Autor und sogar zum Heiligen verklärt.

Für Ost ist Voraussetzung einer gelungenen Lektüre Pestalozzis, diesen zu "lieben". Mangelnde Liebe hingegen wirft er der (wissenschaftlichen) Rezeption vor. Und da wird es problematisch: Sollte Ost seine Idee der Pestalozzi-Rezeption für die einzig mögliche, einzig legitime Form der Lektüre halten, hingegen wissenschaftliche Kritik, Analyse und Demontage für falsch und überflüssig, dann hat das Buch – trotz seines Aufschreis gegen alles Totalitäre – selbst einen totalitären Gestus, der Interpretation von kritischer Analyse trennt und dogmatisch die eigene Deutung als durch Liebe legitimierte Orthodoxie verbindlich machen will.

Das Buch kann, weil es zum Widerspruch reizt, Lust auf Pestalozzi-Lektüre machen. Wer es als Paradigma der Lebenshilfe rezipiert, hat am meisten davon.



Gerd-Bodo Reinert/Gerhard Arnhardt/Peter Cornelius: Johann Heinrich Pestalozzi. Anthropologisches Denken und Handeln. Ein pädagogisches Konzept über die Zeiten. Studienbuch. Donauwörth: Auer Verlag 1996. 2. überarb. u. erw. Auflage. 248 S.
sFr. 37.80.-, DM 39.80.-, öS 291.-
ISBN 3-403-02856-9

Heinrich Ost: Pestalozzi der Unbrauchbare.
Wien: Passagen Verlag 1999. 120 S.
sFr. 28.-, DM 28.-, öS 196.-
ISBN 3-85165-341-6

Stephan Meyer: Vorbote des Untergangs

Eine gelungene Darstellung einer bewegten Zeit

■ François de Capitani

Im Juli 1777 reiste Kaiser Joseph II. auf dem Weg nach Paris von Genf über Bern und Basel durch die Eidgenossenschaft, nicht in offizieller Mission, sondern inkognito unter dem Namen eines Grafen von Falkenstein. Die Irritation der Regierenden war gross; mit Besorgnis hatte man seit Jahren die Expansions- und Reformpolitik Josephs verfolgt. Mit diffusen Ängsten hatte man die erste Teilung Polens 1772 zur Kenntnis genommen; man fürchtete für die Eidgenossenschaft ein ähnliches Schicksal. Reflexartig hatte man das ganze Arsenal überkommener antihabsburgischer Argumentationen wieder auffahren lassen.

Aber die Angst vor Joseph II. sass tiefer: seine Reformen der Justiz und der Verwaltung liessen Fragen an die Institutionen der eidgenössischen Stände aufkommen, die überaus unbequem sein konnten. Waren die aristokratischen Republiken wirklich der natürliche Hort der Rechtsstaatlichkeit?

Lebten die Untertanen hier besser und freier als in einer aufgeklärten Monarchie? Und: war es sicher, dass die Eidgenossenschaft, wenn schon nicht militärisch, so doch wenigstens moralisch Joseph die Stirn bieten konnte?

Auf diesem Hintergrund wurde von den führenden Aristokratien die Erneuerung der Allianz mit Frankreich im Frühjahr und Sommer 1777 durchgepeitscht, gegen alle Bedenken und Vorbehalte, die gegen eine so enge Verbindung mit Frankreich mancherorts vorgebracht worden waren. Jeder Schritt des Grafen von Falkenstein auf dem Territorium der Eidgenossenschaft wurde mit Spannung und Argwohn verfolgt. Schaulustige drängten bis in die Zimmer der Gasthäuser, wie zufällig waren die Spitzen der Regierungen zur Stelle, um allenfalls die offiziellen Honneurs zu erweisen, ein bisher nie dagewesenes Sicherheitsdispositiv war auf die Beine gestellt worden. Aber Joseph empfing kaum jemanden, ärgerte sich ob der Belästigungen und bestand demonstrativ auf seinem Inkognito. Sein Interesse galt allein einigen hervorragenden Gelehrten – so Albrecht von Haller in Bern – und militärischen und wirtschaftlichen Objekten.

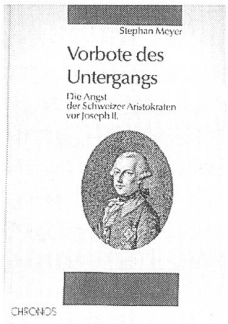
Der Autor der vorliegenden Zürcher Dissertation hat es hervorragend verstanden, das grosse und dichte Beziehungsnetz der eidgenössischen Führungsschicht auszuloten. Tagebücher und Briefwechsel, Broschüren und offizielle Akten werden in beeindruckender Fülle vor Augen geführt und ausgewertet. Diese umfassende Quellenarbeit erlaubt differenzierte Aussagen über die Meinungsvielfalt der schweizerischen Akteure, zeigt auch, dass neben den grossen Phrasen der Wortführer der Aufklärung auch Zwischentöne gehört werden konnten.

Hinter der Angst vor Joseph II. und seiner Politik werden die Grundfragen der Eidgenossenschaft im letzten Drittel des Jahrhunderts greifbar: die Notwendigkeit von Reformen, aber auch die engen Grenzen, die diesen gesetzt waren, wollte man nicht die Interessen der Aristokraten tangieren und Wünsche der Untertanen heraufbeschwören; die heikle Position in Europa zwischen Unabhängigkeitskult und Anlehnung an die Grossmächte, vor allem an Frankreich. So wird die Reise Josephs II. zur harten Prüfung für die schweizerischen Aufklärer, zum Eiertanz zwischen Erneuerungswillen und Angst vor deren Folgen. Bewunderung für den aufgeklärten Monarchen und ein überheblicher Republikanismus wechseln sich in rascher Folge ab. Johannes von Müller und Johann Caspar Lavater schwanken wie von Fieber geschüttelt zwischen beiden Polen hin und her und überboten sich an wortreichen Analysen; hier stiess aber die eingeübte patriotische Aufklärungsrhetorik an ihre Grenzen. Mit schönen Worten konnte der Eidgenossenschaft nicht mehr geholfen werden, aber genau dies wurde weiterhin unbeirrt versucht – bis zur Revolution.

Auf diesem Hintergrund erhält die Staatsaffäre um den Zürcher Gelehrten Johann Heinrich Waser eine neue Dimension. Wegen angeblichem Diebstahl von "heissen" Akten aus dem Zürcher Archiv wurde der gewesene Pfarrer 1780 nach einem mehr als fragwürdigen Prozess hingerichtet – ein klarer Fall von Justizmord, auch nach dem Rechtsverständnis der damaligen Zeit. Die diffusen Zukunftsängste der Regierenden waren hier in eine Art Hysterie umgeschlagen; man fürchtete allen Ernstes, der Kyburger Pfandbrief von 1752 könnte in den Händen Josephs zu Restitutionsforderungen führen. Die Hinrichtung Wasers riss eine tiefe Kluft in die Zürcher Bürgerschaft, die weniger denn je zu einer Erneuerung der Institutionen und der Lösung der anstehenden Probleme in der Lage war.

In den 70er-Jahren wurden die Positionen festgeschrieben, die bis zur Revolution – ja bis 1830 – die eidgenössische Politik bestimmen sollten. Aber die Einsicht der eigenen Schwäche generierte keinen Reformwillen, sondern nur Selbstmitleid, der Wille zur Unabhängigkeit wurde zur rhetorischen Floskel.

Es ist dem Autor sehr gut gelungen, die Zwiespältigkeit dieser Zeit wiederzugeben. Er zeigt, dass die traditionelle Sicht – Aufklärung gegen Reaktion – die geistige Situation nur sehr unvollständig reflektiert. Gerade führende Vertreter der schweizerischen Aufklärung standen ratlos – wenn auch wortgewaltig – vor den Problemen ihrer Zeit.



Stephan Meyer:
Vorbote des Untergangs.
Die Angst der Schweizer Aristokraten vor Joseph II.
Zürich: Chronos Verlag
1999. 416 S.
sFr 58.-, DM 68.-, ÖS 360.-
ISBN 3-905313-40-5

Sandra Kobelt: Nonkonformist am Pranger: Johannes Frey (1743-1800)

Anregende Biographie ohne präzise Fragestellung

■ Daniel Tröhler

Institutionengeschichtlich wird die Zeit um 1800 in der pädagogischen Literatur als Übergang vom "ecclesiasticum" zum "politicum" (Ulrich Herrmann) bezeichnet. Hinter dieser Chiffre wird die Ansicht vertreten, der Staat habe sich angesichts der politischen Bedeutung pädagogischen Wirkens um die Jahrhundertwende entschieden, die Organisation und Realisation der Schulen von der Kirche zu übernehmen und sie dementsprechend zu laisieren. Die Evidenz dieser Sichtweise, die en gros zweifellos richtig ist, hat womöglich dazu geführt, den mehr als 100-jährigen Prozess zu generell aufzufassen. Die Vorherrschaft über die Schulen erhielt der

Staat weder in einer gradlinigen Entwicklung noch hatte er bloss "die Kirche" zum Gegner, sondern auch zahlreiche private Institutionen und Anstalten, die aus sozialethischen, moralischen, religiösen oder gar nur ökonomischen Interessen betrieben wurden: Der Verstaatlichungsprozess setzte dem freien Markt von Schul- und Institutsangeboten im Wesentlichen ein Ende, was angesichts heutiger Schuldebatten im Zeichen des Neoliberalismus von nicht geringem Interesse sein dürfte.

Ein Musterbeispiel eines Erziehers und offenbar hervorragenden Lehrers zwischen den Ansprüchen von Kirche, Regierung und Aufklärung auf der einen und den ideellen und ökonomischen Problemen privater und kirchlich-staatlicher Schulen auf der anderen Seite ist der Basler Theologe Johannes Frey (1743-1800), der – wenn überhaupt – als Querulant und Nonkonformist in die Geschichtsschreibung einging und in der pädagogischen Historiographie kaum beachtet wurde. Dies muss insofern erstaunen, als Frey ein eidgenössisches Preisausschreiben der Helvetischen Gesellschaft – 1786 ausgeschrieben – 1788 gewann und damit nationale Bedeutung hätte erlangen können, wenn erstens die oligarchen Basler Vertreter der Helvetischen Gesellschaft sich nicht aus politischen Gründen gegen Frey gewandt hätten und zweitens die Helvetische Gesellschaft willens und in der Lage gewesen wäre, Entscheidungen zu fällen und zu vertreten.

Frey schrieb, nachdem er zahlreiche Misserfolge in Bewerbungen für eine Laufbahn als Universitätsprofessor oder als Pfarrer hatte einstecken müssen, unter dem Einfluss des Basler Ratschreibers Isaak Iselin 1769 und 1771 zwei kleine Bücher, die auf die Reform des Religionsunterrichts in Schulen zielten (S. 87). Die Absicht der Bücher war – vermutlich unter dem Einfluss des englischen Platonikers Henry More – über die menschliche Vernunft eine Verbindung zwischen der natürlichen und der geoffenbarten Religion zu suchen (S. 121) und so Elemente pietistischer, vernünftig-orthodoxer und auch neologischer Theologie zu vereinen. Nachdem er sich im Juli 1773 (wiederum) erfolglos um die Stelle eines Katecheten am Basler Gymnasium beworben hatte, erhielt er im Herbst desselben Jahres die Stelle als Lehrer der ersten Klasse ("Praeceptor sextae classis"), was ihm die Möglichkeit eines sicheren Einkommens und damit der Familiengründung eröffnete (S. 116). Von Iselin weiterhin gefördet, übernahm Frey 1777 an der vom Basler Ratschreiber gegründeten 'Gesellschaft zur Beförderung des Guten und Gemeinnützigen' angeschlossenen "Nähschule" für arme Mädchen die nebenamtliche Stellung eines Religionslehrers. Diese Anstellung, die sich auf drei wöchentliche Religionsstunden beschränkte und das Ziel verfolgte, den Mädchen Erziehung zu einem "weisen, guten und glücklichen Leben" zu geben, wurde um 1781 beendet, als Iselin, durch die zunehmende Krankheit geschwächt, den jungen, bei der Obrigkeit sehr unbeliebten Frey nicht mehr protegieren konnte (S. 130f.). Frey gründete darauf zu Hause in seiner Amtswohnung – im Nebenamt – eine Privatschule ("Freienschule"), die ausserordentlich erfolgreich war und in welcher er die Kinder in weitgehender Übereinstimmung mit der deutschen Aufklärungspädagogik zu vernünftig-religiösen, ordentlichen und fleissigen Menschen anleiten wollte (S. 192ff.). Der Erfolg seiner Lehrtätigkeit führte an beiden Schulen zu Problemen. In seiner Privatschule wurde der Andrang so gross, dass er bereits 1782 die Universität um Räumlichkeiten anfragte – ein Gesuch, das von einer Instanz zur anderen herumgereicht und zuletzt abgelehnt wurde. 1789 war die Anzahl seiner Schüler auf über 40 gewachsen, was zu einem neuen Gesuch führte, das nunmehr mit der Auflage bewilligt wurde, Frey dürfe keinen Religionsunterricht erteilen und müsse seine Schule der Kontrolle der Basler Schulbehörde unterstellen (S. 194). Aber auch an seiner Hauptstelle am Gymnasium führte Freys Qualität 1794 zu einer paradoxen Situation: Zahlreiche Väter, die Freys Unterricht überaus schätzten, weigerten sich, die Promotion ihrer Kinder in die nächsthöhere Klasse und damit zu einem andern Lehrer zu befolgen. Der Schulrat, der die Promotionen durchzusetzen suchte, wurde zum Ziel einer antiklerikalen Kampagne, die von den Vätern von Freys Schülern angeführt wurde, und die damit zu Vorboten der Helvetischen Revolution wurden.

Die hier angestellten Überlegungen stehen *nicht* im Zentrum von Sandra Kobelts Buch über Johannes Frey – einer Dissertation der Universität Basel. Dass sie aber möglich sind und sich in gewisser Weise aufdrängen, hängt mit der eigentlichen Schwäche der an sich sehr seriösen und fundierten Arbeit zusammen: Es wird nicht klar, was der eigentliche Zweck der Arbeit ist. Auf der einen Seite verfolge sie, so Kobelt, die Biographie eines Menschen, der "Erfolg und Anerkennung" suchte und nie fand, und andererseits beleuchte sie auf dem Hintergrund einer biographischen Entwicklung (Orthodoxie, Pietismus, Aufklärung, Revolutionsanhänger) die "geistes- und mentalitätsgeschichtlichen Parallelen, Ähnlichkeiten und Brüche" derselben (S. 7) – in der Ansicht, dass Frey "in der Schweiz eine Einzelerscheinung" war (S. 247). Was dem Buch daher fehlt, ist eine grundlegende Fragestellung: Will die Autorin eine Korrektur des Rezeptionsbildes von Frey vornehmen und damit klarmachen, wie ein solch negatives Bild entstand und transportiert werden konnte (letzteres wird nicht getan), oder will sie vielmehr auf dem Hintergrund real- wie geistesgeschichtlicher Entwicklungen, die europaweit wirksam waren und auch Basel betrafen, zeigen, dass solche Biographien Ausdruck der Epoche sind (was der Aussage widerspricht, Frey sei eine Einzelerscheinung)? Beide Anliegen stehen etwas unvermittelt nebeneinander: Biographie als Entwicklung persönlicher bzw. "weltanschaulicher" Präferenzen auf der einen und historische Entwicklung Basels im späten 18. Jahrhundert auf der anderen Seite.

Jenseits dieser Kritik bringt die Lektüre durchaus

Gewinn. Sie zeigt, wie in Basel – zumal nach dem Tode Iselins – die reaktionäre Koalition von Orthodoxie und Pietismus entstand und in der Lage war, noch selbst in der Helvetik – gerade im Schulbereich – wirksam zu sein und "Andersdenkende" wie einen Frey auszuschliessen, der damit derart unter Druck gesetzt wurde, dass er 1800 krank wurde und starb. Kobelt vermag aber ebenso deutlich und mit grosser Quellenkenntnis zu zeigen, wie aus einem "normalen" Theologiestudenten ein pietistisch Bekehrter wurde, der sich unter dem Einfluss Iselins zu einem – zunächst moderaten – Aufklärer entwickelte, und sich so zunehmend der Kritik der Obrigkeit aussetzte und mit Predigtverbot bestraft wurde. Das Buch beschreibt demnach sowohl einen Einzelfall als in gewisser Weise auch die Geschichte einer Übergangsepoche, die – nicht nur im pädagogischen Bereich – im Wesentlichen durch Widersprüche und Kontingenz gekennzeichnet war.

Sandra Kobelt:
Nonkonformist am Pranger.
Die Entwicklung von Johannes Frey vom Pietisten zum Anhänger der Revolution 1743–1800.
Bern: Peter Lang Verlag 1998.
272 S.
sFr. 69.-, DM 86.-, öS 575.-
ISBN 3-906762-06-8

Hans Van Crombrugge: Verwantschap en verschil

Eine lesenswerte Aufsatzsammlung zur Theorie und Praxis von Familien- und Kinderforschung

■ Petra Korte

Hans Van Crombrugges niederländische Studie zum Thema 'Verwandtschaft und Unterschied. Über die Stellung der Familie und die Bedeutung der Elternschaft in der modernen Pädagogik' ist in zweierlei Hinsicht eine innovative und konzise Studie: einmal für die theoriegeschichtliche Forschung, dann für die Diskussion über Familie und Lebensformen von Kindern heute, das heisst für die Familienpädagogik. Das Buch besteht aus Vorwort, Einleitung, sechs Kapiteln und Epilog. Bis auf einen kleinen Teil im 3. Kapitel sind alle anderen Kapitel in leicht abgewandelter Form bereits als Aufsätze in englischer und/oder niederländischer Sprache publiziert worden, das Kapitel über Schleiermacher in deutscher Sprache. Obwohl das Buch des belgischen Gelehrten aus vielen zwischen 1991 und 1999 entstandenen Aufsätzen besteht, bildet es, zusammengefügt, ein systematisches Ganzes. Schon darin erweist sich die Stärke einer Studie, der man wünschen kann, dass sie zu einem Standardwerk der Pädagogik avanciert. Diese Rezension beschränkt sich auf wenige Aspekte der historischen Darstellung; die familienpädagogischen Konsequenzen sollen nicht erörtert werden.

Thema des Buches ist die Aufarbeitung des Familienbegriffes und der pädagogischen Elternschaft in der theoretischen Reflexion der Pädagogik seit Rousseau. Crombrugge geht aus von einem offensichtlichen Forschungsdefizit: Zwar sei die Verbindung zwischen der "Entdeckung der Kindheit" (Ariès) und der "Entstehung der modernen Familie" (Shorter) in der modernen Pädagogik eifrig untersucht worden, jedoch nicht die Beziehung von moderner Pädagogik und Familienentwicklung (S. 10f.). Die pädagogische Wertschätzung der Familie sei nur möglich geworden durch die Entstehung einer bestimmten Familiennorm und einer dementsprechenden theoretischen Legitimation dieser Norm. In der theoretischen Pädagogik haben nach Crombrugge jedoch zwei andere Fragen im Mittelpunkt gestanden: das Spannungsverhältnis von Mensch und Bürger (S. 10) und das abstrakte Verhältnis von Erzieher und Zögling (S. 9). Die biologisch-pädagogische Familie wurde nur dann zum Thema, wenn sie für die Untersuchung dieser Verhältnisse erhellendes beitragen konnte.

Crombrugge geht es um die "die Entstehungsgeschichte der pädagogischen Wertschätzung der Familie". Er fragt: In welchem Kontext, durch wen und weshalb werden welchen Aspekten des Familienlebens pädagogische Bedeutungen zuerkannt? In welcher Weise ist die Pädagogik mit der Gegenüberstellung von den Forderungen der Verwandtschaftsbeziehung und denen des Mensch-Seins des Kindes umgegangen? In welcher Weise hat sie diese Spannung erfahren, in Sprache umgesetzt und auf die Erziehungsproblematik bezogen (S. 10)? Crombrugge versteht sein Buch als eine "Erkundungsreise" zu einer Theoriegeschichte, die die konzeptuelle Verbindung zwischen Liebe, Heirat, Sexualität, Fortpflanzung und Erziehung auf dem europäischen Kontinent zwischen 1750 und 1850 mit Ausblicken auf die Gegenwart untersucht (S. 11).

In der Einleitung ('Eure Kinder sind Eure Kinder nicht. – Oder doch?') werden unterschiedliche Aspekte der biologisch-pädagogischen Elternschaft benannt, die in der Theoriebildung und Kritik der pädagogischen Moderne und Postmoderne eine Rolle spielen: Die Eltern-Kind-Beziehung wird beschrieben als Besitzverhältnis (1), Liebesbeziehung (2), psychologisches Spannungsverhältnis (3), ideologisch verschleierte Machtbeziehung (4) und als Loyalitäts- und Verwandtschaftsband (5).

Im ersten Kapitel (Rousseau), einem Meisterstück der Studie unter der Überschrift 'Die unmögliche Heirat von Familie und Erziehung', entwickelt Crombrugge auf der Basis des neuen Forschungsstandes eine Analyse der bei Rousseau ausmachbaren Widersprüche, was die Geschlechterrollen und die Familie als Erziehungsmilieu betrifft. Rousseau scheine die Bedeutung von Liebe und Familie für die Erziehung in einer fragmentarisierten Welt zu

vermuten, aber könne und wolle diese nicht positiv zu einer familienpädagogischen Theorie (S. 60) ausarbeiten, da Rousseau die Ehe als Basis der Familie durch menschliche Leidenschaft gefährdet sehe, vor allem durch die leidenschaftliche, desintegrierende Liebe. Letztere beraube den Menschen seiner ruhegebenden Identität von Körper und Geist sowie seiner familialen Identität. Familie und Erziehung könnten daher für Rousseau kein gutartiges Verhältnis eingehen, da die Erziehung ständig durch die Instabilität der Familie bedroht sei, wofür die gescheiterte Ehe von Sophie und Emil (im Fortsetzungsfragment des 'Emile') – Sophie wird Emil untreu – und das Unglück Julies beispielhaft seien. In Rousseaus Texten missglücke die Erziehung immer an der Grenze der Mann-Frau-Beziehung (S. 47). Darum müsse für Rousseau die Erziehung zurückgehen auf eine feierliche Übereinkunft zwischen freien (also nicht durch Leidenschaften gefangenen) Menschen: so wie bei der Heirat von Mann und Frau, der Verbindung zwischen Vater und Hauslehrer und zwischen Vater und Staat. Rousseau berühre alle Themen einer modernen Wertschätzung der Familie als Erziehungsmilieu, allerdings ohne selbst zu einer kohärenten Familientheorie zu gelangen.

Im zweiten Kapitel zu Pestalozzi ('Erzieher-sein ist etwas anderes als Vater-sein') wird Pestalozzi aufgrund seiner "Entdeckung der Liebe" als konstitutive Basis für die kindliche Entwicklung als ein Begründer der Familienpädagogik gelesen. Was jedoch das Geschlechterverhältnis und die Beschreibung des Zusammenlebens der Generationen in der "Wohnstube" betrifft, habe Pestalozzi eine eindeutig vormoderne Position und sei kein moderner Familienpädagoge. Bei Pestalozzi haben Vaterschaft und eheliche Liebe nur einen marginalen Platz, da er deren Sittlichkeit nicht entdecken könne; sein Interesse richte sich auf die Bindung zwischen Mutter und Kind. Pestalozzi habe keine differenzierte Auffassung der Unterschiede zwischen Mann und Frau, zwischen Vater und Mutter und kein Bild geschlechtsspezifischer Erziehung. Pestalozzi sei auf der Suche nach dem Menschen und nach der wahren Methode, diesen zu formen. Der wahre Mensch ist Mann und Frau, der wahre Erzieher ist Vater und Mutter, sowie für Pestalozzi auch der wahre Gott Vater und Mutter zugleich sei.

Pestalozzis Idee der Sittlichkeit richte sich auf das Individuum und sei eine ausschliesslich individuelle Angelegenheit im Unterschied zur romantischen Polarisierung der geschlechtlichen Naturen, die als komplementäre gelten und erst in ihrem Zusammenkommen die tragende Basis für die "Sittlichkeit" in der Form des Natürlichen werden, – wodurch die Heirat unmittelbare Sittlichkeit wird (Hegel).

Im dritten Kapitel zu Fröbel ('Wie die Lilie auf dem Felde, wächst der Mensch in der Familie auf') situiert Crombrugge Fröbels durch symbolisches Sprechen aufgeladenes Theoriekonzept im Kontext der frühromantischen literarisch-philosophischen Liebesidee (Novalis). Fröbel schreibe über die Familie als Ideal und Symbol, das Erziehungsverhältnis gründe er auf die Liebe. Heirat definiere er als den "Einklang von Vater, Mutter und Kind". Fröbel gehe es bei der Erziehung um das Finden der frühromantischen "blauen Blume" (Novalis). Der Mensch müsse sich selbst formen und als Person mit einer eigenen Individualität der Menschheit Gestalt geben. Dazu sei für Fröbel Vertrauen in sich selbst, Vertrauen zwischen allen Individuen untereinander und Vertrauen in das Ganze notwendig. Die Familie als Einheit von Mann und Frau, Eltern und Kindern, Brüdern und Schwestern ist der Ort, in dem sich dieses dreifache Vertrauen verwirkliche.

Für Schleiermacher, so Crombrugge im vierten Kapitel ('Die Familie: Ganzheit in einer zerbrochenen Welt'), sei die Familie ein Moment in dem Prozess der Realisierung des höchsten Gutes (S. 126), ja sie sei selbst ein Symbol des höchsten Guts, in dem alle möglichen Entgegensetzungen aufgehoben werden. Die Familie habe für Schleiermacher die Funktion eines Modells, er sähe die grosse Bedeutung der Liebe in der Familie, allerdings ginge es bei ihm weniger wie bei Pestalozzi um die Mutterliebe als um die Elternliebe.

Erst ab den 50er-Jahren des 20. Jahrhunderts sei die bürgerliche moderne Familie für grössere Teile der Bevölkerung Realität geworden. Im fünften Kapitel verlässt Crombrugge daher die Zeit zwischen 1750 und 1830 wie die Überschrift 'Die Nachkriegsblütezeit der pädagogischen Heiratsfamilie' verdeutlicht und schreibt über Albert Kriekemans und Eugen Fink, die bei allen grossen Unterschieden beide die Familie als pädagogischen Ort sehr hochschätzen.

Im sechsten Kapitel 'Das postmoderne Unbehagen an den postmodernen Familien' sowie im Epilog geht es um die Zeit nach dem Ideal und historischen Durchbruch der modernen bürgerlichen Familie: In der Postmoderne gibt es die bürgerliche moderne Familie nur noch als marginale Lebensform. Die idealistisch normative Koppelung von Sexualität, Heirat, Fortpflanzung, Erziehung und Aufgabenverteilung erscheint in der Realität nun endgültig komplex und problematisch (S. 147). Es gibt eine grosse Unterschiedlichkeit von Lebensformen zwischen Generationen und Geschlechtern, die alle Anspruch auf eine Anerkennung als Familie durch die Gesellschaft erheben (S. 148). Die unterschiedlichen Familiennormen sind im Prinzip alle gleichwertig. Es handelt sich um Systeme von primären Relationen, die ständig in (Re)organisation sind. Familienwissenschaftler sprechen nicht mehr von "Familie", sondern von "primären Lebensformen" oder auch von "Person unterstützenden Netzwerken" (S. 147). Form und Inhalt des Zusammenlebens wird Gegenstand von Gespräch, darum haben Soziologen den Begriff des "Verhandlungshaushalts" geprägt. Die postmodernen Lebensformen sind durch fragmentierte Offenheit und eine geringe Stabilität des Zusammenlebens

gekennzeichnet. Für eine optimale Entwicklung der Kinder muss es aus Perspektive der Entwicklungspsychologie in diesen neuen Lebensformen eine exklusive Beziehung zu einem Erwachsenen geben sowie aus der Perspektive der Sozialisationstheorie einen geschützten privaten Raum. Diese neue Situation führe nicht zur Beliebigkeit. In seinem Epilog entwickelt Crombrugge Minimalkriterien, die es möglich machen, auch unter den ganz anderen Bedingungen als Kind aufzuwachsen. Er macht darauf aufmerksam, dass alle gegenwärtigen Formen lebbar sind. Es wäre den interessierten deutschsprachigen Lesern sehr zu wünschen, wenn das Buch schon bald in deutscher Übersetzung vorläge.

Crombrugge, der den Lesern der 'Neuen Pestalozzi-Blätter' durch seinen Aufsatz 'Wie lässt sich Wirkungsgeschichte so gut wie möglich erzählen' (NBPl 1/98) bereits bekannt ist, hat in seinem Buch die dort entwickelten Hypothesen leider kaum direkt thematisiert: eine insofern nachvollziehbare Entscheidung, als die Frage, wie die Wirkungsgeschichte eines Autors bzw. einer Theorie erzählbar ist bzw. was Wirkungsgeschichte ausmacht, im Problemkontext des Buches im Grunde keinen Platz hat.

Crombrugges Gegenstand war nicht das Werk und nicht die Wirkung Pestalozzis oder die eines anderen Autors. Für Crombrugge ist Auffassung von Geschichte durch die geschichtliche Relativität von Gedanken und Handlungen bestimmt. Crombrugge schreibt: "Die Geschichte kann und muss jedesmal aufs Neue erzählt werden auf Grund neuer Tatsachen und neuer Perspektiven. ... Die Geschichte ist immer die Erzählung eines Historikers, der aus Distanz eine Vergangenheit betrachtet ... und die er zu verdeutlichen versucht. Das Zusammenbringen einer Vielfalt von Perspektiven ist denn auch seine zentrale Aufgabe" (S. 17). Diese "zentrale Aufgabe" ist ihm in seiner "Erzählung" der familienpädagogischen Theorieimplikationen im Mittelteil des Buches gelungen.

Hans Van Crombrugge:
Verwantschap en verschil.
Over de plaats van het gezin en de betekenis van het ouderschap in de moderne pedagogiek.
Leuven/Apeldoorn 1999.
180 S.
700 BeF.
ISBN 90-5350-819-8